

ostentativer verharret sie auf der Linie der Tadellosigkeit. (Und reizt durch ihre Scheinheiligkeit den Gatten!) Die indolenten Frauen, in Japan die überwiegende Mehrheit, bleiben aus Gewohnheit bei den als üblich etablierten Richtlinien des Benehmens. Die Klügeren wissen (mit dem Instinkt der Frau), warum sie es tun. In bewußt oder unbewußt ausgeübter Köderpsychologie der Frau sind gerade die Japanerinnen groß. Die Geisha durch bewußt entfaltete anmutsvolle Reize, große Gepflegtheit und die von Kindheit (als Maiko) an studierte Kunst der Koketterie. Endziel, jedem Mann, der ihr Stundengeld bezahlt, zu gefallen, mit andern Worten, sein Männlichkeitsgefühl zu erhöhen. Außerdem kann sie tanzen und singen. Der Liebe ist die Geisha gewerblich durchaus nicht unterworfen. Die ihrem Beruf bei uns oft mißverständlich untergeschobene Zweideutigkeit würde sie in helle Empörung versetzen. Was freiwillig geschieht, bekommt ja sofort ein anderes Gesicht. Und das unterbleibt auch nicht. Denn ihre gelegentlich günstigen Berufsbedingungen erweitern nach Möglichkeit, nämlich doch nach Zahlungsfähigkeit des Klienten, den Radius ihrer Wirksamkeit. Daß die freiwillig gewährte Gunst auf Gegenleistung rechnet — so ist die Liebe nun einmal —, sollte den oben geäußerten Widerspruch hinfällig machen! Der ungezwungene Umgangston mit dem Teehausklienten, der reichliche Sakegenuß, der persönliche Charme der Geisha und der Fortfall jeglicher moralischer Hemmung treiben das Liebesbarometer schnell in die Höhe. Versagt sie sich, dann nur aus Berechnung oder Stolz. Doch stets findet sich der Preis, dem sie nicht widersteht, und immer noch ist die Schuldenlast, mit der sie an das Ausbeutungssystem der Geisha-Institution verkettet ist, an Teehauswirtinnen oder sogenannte Geishamutterhäuser, der Ansporn, dem Zahlungsfähigsten ihre Gunst nicht zu schenken — sondern zu gewähren!

Doch die Legitime, wenn sie klug ist, wird immer noch die sein, die groß dasteht. Und noch lange nicht jede Oku-san will ihre stille Macht eintauschen gegen die von japanischen intellektuellen, modernen hotspurs importierte Kameradschaftsehe.

Unterdessen laden in den schönen japanischen Novembertagen die „besseren“ Herren ihre Geishafreundinnen ein — der Vorwand ist das Pilzesuchen —, um mit ihnen auf Bergeshöhen die rote Decke zu breiten und darauf im Tannenduft und Sonnenlicht zu essen, zu trinken, zu spielen und sich an allem vereint gründlichst zu berauschen. Sie sind wahrlich schon früh zur Stelle. Ich sehe ihre Obis (Gürtelschleife) goldig durch das Grün leuchten; Gelächter und Gesang künden den Grad der Fröhlichkeit. Wie wird das erst am Abend werden! Ich kann es mir vorstellen: Nach dem Picknick heißes Bad, dann solennes Mal in einem Teehaus, spätabends Heimkehr in die Familie, wahrscheinlich mit Verzögerung. Jedenfalls ist der Pilztribut für die Familie in einem hübschen Körbchen, mit Farren bedeckt, an der Wegseite auf Bergeshöhen gekauft . . .

Der Höhenweg auf dem Higashi-Yama, dem Bergrücken östlich von Kioto, ist ein jubelndes Grüßen hinüber zum Westberg, dem Nishi-Yama. Fernste Berggrate stützen wie mit Messersschneide die blaßblau seidige Himmelshülle. In der Talmulde verbirgt die gesegnete Stadt des Friedens, das einstmalige Miyako, das geriffelte Antlitz im eignen Dunst. Die vielen erhabenen Tempeldächer sind Fermaten im Schieferdachgewoge. Ich nehme den Abstieg durch den Maruyama-